

Innocentia – Der Tag, an dem nur Mörder starben

von Andrea Bienek

Prolog

„*Wach auf!*“, brüllte eine hallende Männerstimme in ihrem Kopf. Das kleine Mädchen fuhr mit einem Ruck in die Höhe. Den Rücken durchgedrückt, saß sie kerzengerade in ihrem Kinderbett und erschrak ganz fürchterlich.

Um sie herum wütete ein alles verzehrendes Feuer.

Heißer, beißender Rauch drang in ihre Lungen, ihr stockte der Atem, sie begann zu husten. Dicke Tränen quollen in die weit aufgerissenen Augen.

„*Maaaami!*“, schrie sie aus Leibeskräften, doch ihre Stimme war nicht mehr als ein Krächzen.

„*Flieh!*“

Das Mädchen war unfähig sich zu rühren, versuchte den Tränenschleier wegzuzwinkern, um etwas zu erkennen. Rechts von ihr, in der Mitte der Wand, war ein Fenster und in der Ecke rechts daneben stand ein hohes Spielzeugregal, das bereits lichterloh brannte. Die Flammen kletterten die Gardine empor, die sich im nächsten Moment fauchend in die Luft erhob und als Funkenregen auf das Fußende des Bettchens niederprasselte. Statt eines Aufkreischens brachte die Kleine nur ein Röcheln hervor.

„*Lauf um dein Leben!*“

Einzelne Strähnen ihres langen blonden Haares klebten ihr wirr im Gesicht.

Ungelenk wischte sie es mit den fleischigen Händchen beiseite. Zu ihrer Linken, unweit des Bettes, gegenüber des Fensters, stand eine Gestalt im Türrahmen und höhnte: „Du wirst sie nicht retten können, Bastard!“

„Wenn du dich da mal nicht irrst“, kam prompt eine knurrige Antwort.

Die Kleine fuhr herum. Zwischen ihrem Bett und dem Schrank stand jemand. Der war da eben aber noch nicht gewesen! Sie versuchte diesen Jemand genauer zu erkennen. Es war ein Mann. Ein großer Mann. Er kam näher. Stellte sich dicht an ihr Bettchen. Sie musste den Kopf weit in den Nacken legen, um bis zu seinem Gesicht aufschauen zu können. Sie blinzelte und starrte den Mann mit offenem Mund an. Der dicke Qualm brannte gemein in ihren Augen und unablässig trännten diese. Dicke Tropfen rollten über ihre Wangen und hinterließen dabei helle Spuren auf der rauchgeschwärzten Haut. Doch so sehr das Mädchen auch blinzelte, ihr Blick blieb verschmiert, sie erkannte den Mann nicht. Er war nur ein Schatten. Die Gestalt im Türrahmen lachte heiser. Es klang nicht freundlich, es machte ihr angst.

Und wieder hörte sie diese hallende Stimme in ihrem Kopf „*Raus*

hier!“ brüllen. Hart und knallend wie eine Peitsche. Das Mädchen zuckte zusammen, ihre Finger tasteten zu einer Stelle neben sich, die Kuppen berührten das erschlaffende Leinen einer alten Zottelpuppe.

Ein gewaltiges Donnern erschütterte das Haus. Die Gestalt, die in der Tür gestanden hatte, schoss zeitgleich über sie hinweg und krachte in den Schattenmann neben ihr. Gemeinsam zertrümmerten die beiden das brennende Spielzeugregal und brachen durch die Wand, als wäre die aus Pappe. Das Glas des Fensters zerbarst in tausend Scherben, der Rahmen hing im Mauerwerk und schwankte wie die Glieder einer kaputten Marionette.

Die Kleine erschrak, ließ ihre Lieblingspuppe wieder los, zog die Knie an die Brust, umschlang sie mit den Armen und presste sie fest an sich. Keuchend wiegte sie sich vor und zurück.

Eiskalte Luft drängte in den Raum und fachte das Feuer zusätzlich an. Die Flammen krabbelten vom Flur über den Türsturz bis ins Kinderzimmer. Laut zischend leckten sie an der Tapete, züngelten nach oben, schossen bis hinauf zur Zimmerdecke. Dort breitete sich das Feuer wabernd aus, brodelte, kochte und bewegte sich breitflächig auf das klaffende Loch in der Außenwand zu.

„Flieh, flieh bevor es zu spät ist!“

Sie sprang auf.

„Ooooma!“ Ihr Kopf sauste von einer Seite zur anderen, die langen Locken flogen. Angst verzerrte ihre zarten Züge.

„Geh!“

„Meine Oma, meine Eltern...“, flüsterte sie, dann brach ihre Stimme und sie wurde von einem weiteren Hustenanfall geschüttelt.

„Ich werde für sie tun, was ich kann – geh jetzt!“

Doch wohin? Durch die Tür konnte sie nicht mehr. Der Rahmen brannte lichterloh und dahinter brüllte ein tosendes Meer aus Flammen.

Sie blickte zurück zu dem zerstörten Fenster, dessen Reste sich inzwischen schwarzgrau verfärbt hatten, betrachtete das riesige Loch in der Wand. Sie konnte von ihrem Bettchen aus direkt in den winterlichen Vorgarten schauen. Dort sah sie zwei Männer auf dem Boden miteinander ringen. Sie droschen aufeinander ein und waren dabei so schnell, als liefе ein Film auf höchster Vorspulstufe. Unter ihnen knirschte und klirrte der gefrorene Rasen als wäre er aus Glas.

Doch was war das? Um die beiden Kämpfenden bildete sich plötzlich ein merkwürdiger, immer dichter werdender Dunstschleier. Ihre Umrisse verschwammen mehr und mehr und dann – dann waren sie plötzlich weg. Die Männer, der Dunst und die Kampfgeräusche. Nur noch Scherben, einzelne Spielzeuge und Regalstücke lagen verstreut im Vorgarten herum und loderten gemächlich vor sich hin.

Ein weiteres Donnern rüttelte am Haus.

Die Kleine stand wie versteinert in ihrem Kinderbett, während das Feuer um sie herum fauchte und brüllte. Die Zimmerdecke begann zu reißen, erste Brocken polterten zu Boden. Erschrocken fuhr sie zusammen, sah panisch zur Tür. Da, wieder dieser Mann der neben ihr gestanden hatte! Er verharrte inmitten der Flammen, rührte sich nicht, starrte sie nur unverwandt an.

„Jetzt!“

Das Mädchen zögerte keine Sekunde. Sie wirbelte herum und sprang durch das Loch hinaus in die eisigkalte Nacht.

Und rannte.

Blickte sich nicht um.

Ihr rauchgeschwärztes Nachthemd klebte an dem kindlichen Körper, die verrußten Locken verhedderten sich unter ihren Achseln. Sie jagte über den Rasen und ignorierte den Schmerz in ihren Füßen, als zunächst die Glasscherben und dann die gefrorenen Grashalme ihre bloßen Sohlen aufschlitzen. Sie wollte nur weg. Hinüber zur Straße. Dorthin, wo sich bereits die ersten Menschen zu sammeln begannen, die sich mit staunenden Gesichtern und offenen Mündern den Niedergang des Hauses ansahen.

Niemand rührte sich. Niemand beachtete das hilflose Mädchen, das da auf sie zugestolpert kam. Bis es ausrutschte, hart auf den Bürgersteig knallte und zitternd liegen blieb. Da endlich löste sich eine junge Frau aus ihrer Erstarrung. Voller Mitgefühl ging sie zu dem Kind hin, hob es auf und nahm es tröstend in die Arme. Die Kleine hob zittrig das Kinn, schaute erst zu der Frau und dann zurück zum Haus. Ihre Augen weiteten sich – sie erstarrte.

Und in diesem Moment explodierte das Gebäude.

Geständnisse eines Unbekannten

„Dein Händchen für schräge Geschichten ist gefragt, Kim, und daher wirst du für Herrn Dante Johansson arbeiten.“

Ich, Kim Kadur, blickte mit hochgezogener Braue an dem Mann herunter, den mir Bastien, mein Literaturagent, soeben vorgestellt hatte, und sagte trocken: „Guten Tag, Herr Johansson. Freut mich. ‚Matrix‘ oder ‚Underworld‘?“

Alles was ich sah, war Schwarz.

Mir gegenüber stand ein hünenhafter Kerl mit wadenlangem, mitternachtsschwarzem Ledermantel. Sein schwarzes Haar fiel ihm locker und glatt über die breiten Schultern. Unter dem Mantel trug er einen schwarzen Rollkragenpullover und darunter schwarze, knackig sitzende Lederjeans, die ein Paar muskulöser Beine umspannten. Die Frage nach seiner Lieblingsfarbe war wohl überflüssig.

Irgendwoher kannte ich diesen Mann. In meinem Hinterkopf kribbelte eine Erinnerung, beehrte mich aber nicht mit ihrem Erscheinen. Diese straffe Haltung, der Bartschatten in dem hageren Gesicht. Irrtum ausgeschlossen, ich kannte ihn. Doch woher wollte mir nicht einfallen.

Johanssons volle Lippen verzogen sich zu einem schmalen Strich. „Aha, eine Kinogängerin“, knurrte er und packte beim Händeschütteln eine Spur fester zu als nötig.

Aua. Was für ein abstoßender Kerl, fuhr es mir durch den Kopf, *doch was für eine Stimme!* Sonor und leicht rauchig krabbelte sie mir bis tief in die Gehörschnecke. Auch dieses Gefühl kannte ich. Ich bekam es nicht zu fassen, schaute immer wieder an ihm hinauf und hinunter. An seinem Handgelenk fiel mir der dunkle Zipfel einer Tätowierung auf, die vom Ärmel überdeckt wurde. Ein Tribal?

„Filmfan“, korrigierte ich ihn, während ich seinem Händedruck standhielt. Für mich gab es da einen Unterschied. Einen immensen Unterschied sogar. Kinogänger waren gesellige Rumtreiber – Filmfans dagegen ziemlich isolierte Stubenhocker. Als er meine Hand los ließ, wischte ich sie mir heimlich am Hosenboden ab.

„Ich merke, ihr kommt klar“, bemerkte Bastien spitz und schaute mich über seine randlose Brille hinweg mahnend an. Auf der hohen Stirn (er mochte es nicht, wenn man seine Haarpracht Halbglätze nannte) bildeten sich kleine Schweißperlen.

„Dann werde ich euch mal allein lassen.“ Er wandte sich zur Tür, verharrte mitten in der Bewegung und drehte sich noch einmal halb um: „Ach und Kim, sei bitte etwas rücksichtsvoll, es ist die erste literarische Veröffentlichung von Herrn Johansson.“

Ts, als ob ich jemals rücksichtslos gewesen wäre, dachte ich und schnaufte empört. Ich war ein Profi, eine Bestsellerautorin! Nun, zumindest bis vor zwei Jahren.

Johansson grientete.

Ich schenkte ihm ein verkniffenes Lächeln, während ich in meiner Umhängetasche nach Feuchttüchern suchte.

Nachdem Bastien das kleine Arbeitszimmer verlassen hatte, säuberte ich mir mit den Tüchern gründlich die Hände. Dante Johansson beobachtete mich und zog eine Schnute wie Billy Idol zu seinen stärksten Zeiten. Eine Lippenseite bis fast zur Nase gezogen, die Mundwinkel gen Kinn gesenkt. Das sollte wohl seinen Unmut darüber ausdrücken, dass ich es wagte, mir nach dem Händeschütteln die Finger zu reinigen. *Ts, lächerlich*. Ich quittierte diesen Ausdruck mit einer dezent gelupften Mister-Spock-Augenbraue, und ignorierte ihn.

Nach vollendeter Reinigung seufzte ich gedämpft und zückte Block und Kuli. Was Bastien schon wieder dachte. Natürlich würde ich rücksichtsvoll, sogar entgegenkommend sein. Wenn etwas Wichtiges auf dem Spiel stand war ich immer entgegenkommend! Und ich brauchte diesen Auftrag, dringend.

Ansonsten würde ich demnächst auf der Straße sitzen. Mein Finanzberater hatte bereits mit Bonitätsverlusten und Klagen gedroht. Ich schuldete ihm schon seit mehreren Monaten die Raten für die Wohnung und das Auto. Bis jetzt war er mehr als geduldig gewesen. Nun hatte er die Faxen dicke. Wer sollte es ihm verübeln? Während Johansson am Fenster stand und blicklos in die Dunkelheit hinausstarrte, fasste ich einen von drei Sesseln aus grünem Lederimitat ins Auge, zückte ein weiteres Tüchlein und reinigte damit sorgfältig Lehne und Sitzfläche. Die Dinger sahen aus wie aus den Sechzigern und standen um ein äußerst hässliches Furnierholztischchen herum. Nachdem ich mich zweimal davon überzeugt hatte, dass das Plastik sauber glänzte, machte ich es mir bequem. Wir waren in Bastiens sogenanntem „Konferenzraum“, der sich mit einem einzigen Wort beschreiben ließ: langweilig.

Die Wände waren in schmutziggrauem Beige gehalten, das einzige Bild an der Wand zeigte ein unbeschriebenes Buch auf einem Marmortisch.

Sehr einfallsreich für einen Literaturagenten. Sonst gab es in dem Raum nicht viel zu sehen. Er war schmucklos und schlicht. Eben langweilig.

Johansson stand noch immer am Fenster, rührte sich nicht. Auf dem Boden neben meinem Sessel parkte ich meine Tasche und förderte geräuschvoll ein kleines rotes Diktiergerät zutage.

Die Packung mit den Feuchttüchern versteckte ich hinter mir in der Sesselritze. Die hatte ich gern in greifbarer Nähe.

Was jetzt noch für ein gelungenes Interview fehlte, war mein unfehlbarer, naturgebener Lügendetektor. Seit frühester Kindheit an hatte mir niemand ein Märchen auftischen können. Während ich innerlich weiter seufzte, öffnete ich meinem Gesprächspartner meinen Geist. *Dieser Job ist wahrscheinlich nicht der Beste und dieser Kerl irgendwie suspekt*, dachte ich mir, *aber wenn ich das schon mache, dann wenigstens richtig.*

Und dazu gehörte, voll bei der Sache zu sein. Diesen Johansson erfasste ich mit allen Sinnen, die nun hochsensibel arbeiteten. Das konnte mitunter sehr verwirrend sein. Alles, was sich in meiner Umgebung tat, nahm ich um ein vielfaches stärker wahr. Vom Prinzip her konnte man das mit einem Hörgerät vergleichen. Ein funktionierendes Ohr selektiert Haupt- und Nebengeräusche. Ein Hörgerät nicht. Ich konnte zwar Emotionen, bestenfalls auch die geistigen Bilder meiner Gegenüber erfassen, sie aber nicht immer von meinen eigenen trennen. Etwas einfacher war es die Körpersprache zu lesen.

Dazu musste ich allerdings auch hinsehen. Das wiederum gestaltete sich als Brillenträgerin manchmal schwierig. Meist hatte ich meine Augen auf dem Notizblock. Aus diesem Grund trug ich eine große eckige Brille, so wie sie in den fünfziger Jahren mal In gewesen waren. Meine Freundin meinte zwar die stünde mir nicht, aber ich lief so ungern halbblind durch mein Leben.

Ich hatte also meinen Geist geöffnet, um das, was mir Dante Johansson erzählen würde mit dem, was er mir *nicht* sagte, abzugleichen und daraus die Story meines Lebens zu basteln.

Dafür näherte ich mich ihm auf Mentalebene. Es war, als würden meine Gedanken, meine ganze Konzentration, eine kreisförmige Luftströmung bilden, die ich so weit ausdehnte, bis sie mein Gegenüber umschloss. Auf diese Art konnte ich fühlen, was der Andere fühlte, nahm jede noch so kleine Körperreaktion wahr, selbst die unterbewussten, und in ganz seltenen Fällen, wenn die Verbindung besonders stark war, glaubte ich sogar Gedanken hören zu können. Zu meinem Leidwesen waren die aber so vernuschelt oder zerhackt, dass ich nicht das Geringste verstand.

Von einer Sekunde auf die andere erreichten mich die schweren, harten Schwingungen von angespannten Muskeln. Der Duft von Basilikum umschmeichelte meine Nase, ich hörte das dumpfe Rauschen seines Blutes, das pulsierende Wummern seines Herzens. Aber auch den Lärm von der Straße, den beißenden Gestank des Teppichreinigers und Bastiens Gehämmer auf der Tastatur seines Computers, zwei Zimmer weiter. Meine Nackenhärchen stellten sich auf. Ich war bereit, die Verbindung stand, meine Sinne expandierten.

Wieder hatte ich das Gefühl ihn zu kennen.

Durch Johansson ging ein kaum merklicher Ruck. Das lenkte mich ab. Hatte er mein kleines Andockmanöver etwa gespürt? Nein, das war völlig unmöglich ... Misstrauen, Wachsamkeit, Überraschung und Neugier schlugen mir entgegen. Nicht gerade eine gute Ausgangsbasis für eine harmonische Zusammenarbeit. Zähneknirschend rieb ich mir über die kribbelnden Nackenhaare. Wenn das hier etwas werden sollte, würde es mehr von mir abverlangen als nur entgegenkommend zu sein. Jetzt waren Ausgeglichenheit, Motivation, Unerschrockenheit und Kompetenz gefragt. Also drückte ich den Aufnahmeknopf des Diktiergerätes hinunter und rückte energisch meine Hornbrille zurecht.

„Also gut, Herr Johansson, beginnen wir doch einfach mit der Aufnahme der Fakten.“

Ich war als Ghostwriterin engagiert worden. Mein Kunde, Dante Johansson, galt als der Erschaffer von „Bloodstone Castle“, einem weltweit bekannten und extrem beliebten Computerspiel, das die mittelalterliche und hochmoderne Welt fest miteinander verband. Er hatte den Psychothriller auf virtueller Ebene neu erfunden und die Fans konnten das Spiel entweder als kurzen Schockkick oder als Langzeitgrauen genießen. Dabei war die Altersfreigabe festlegbar. Mit einem Code konnten Eltern oder Spieler Schwierigkeit, Detailtreue und Thrill-Faktor einstellen.

Bloodstone Castle brach alle Rekorde. Ich war mir sicher, dass so ziemlich jeder Teilzeitzocker auf Erden eine Vollversion dieses Spiels sein Eigen nannte. Und die Onlinejunkies, die ganze Tage und Nächte in dieser virtuellen Welt verbrachten, sowieso. Nur ich hatte mich nie daran versucht. An Insiderinformationen zu gelangen würde trotzdem nicht schwer werden, in meinem Bekanntenkreis gab es genügend Spieler.

Dante Johansson hatte außerdem eine feine Nase fürs Marketing. Ob es nun Foren, Communities oder Netzwerke waren, seine Firma zeigte Präsenz. Selbst an Merchandising mangelte es nicht. Die ganz großen Onlineshops vertrieben Fantextilien und Accessoires, außerdem stand, Gerüchten zufolge, eine Verfilmung des Spiels kurz bevor.

Der große Mann selbst hielt sich allerdings in der Öffentlichkeit bedeckt. Wilde Spekulationen wurden geschürt und wieder verworfen. Die Paparazzi verloren immer wieder seine Spur. Es gab weder negative noch positive Presse über ihn. Auch an sein Team gab es kein herankommen.

Nun nahm er also von sich aus Kontakt mit der Medienwelt auf.

Und ich, Autorin erfolgreicher Fantasy-Reihen, sollte als Ghostwriterin seine Autobiografie schreiben. Das würde ihn zweifellos auf die Spitze eines stetig wachsenden Edelsteinberges katapultieren. Genauso wie mich. Sofern ich das hier richtig anstellte. „Wann geboren?“, fragte ich betont sachlich und drückte die Kugelschreibermine fest auf das Papier.

„1237.“

„Datum?“

„24. Februar.“

„Welches Jahr?“

„1237.“

Irritiert runzelte ich die Stirn, blickte auf und zuckte unmerklich zusammen.

Johansson war vollkommen lautlos an mich herangetreten und beugte sich nun halb über mich.

Unsere Blicke trafen sich.

Und zum ersten Mal seit bestimmt zwanzig Jahren fühlte ich keinerlei Hunger. Das war ein so tröstliches Gefühl, dass ich nicht in der Lage war, wegzuschauen.

Es war fast wie damals. Bevor ich in die Pubertät kam und die Welt noch in Ordnung war. Als ich jedem in die Augen sehen konnte, ohne mich schlecht fühlen zu müssen. Doch daran wollte ich jetzt nicht denken.

Mit offenem Mund saß ich da und starrte ihn an. Keine Ahnung wie lange.

Himmel, was musste ich dämlich aussehen! Ruckartig riss ich mich zusammen.

Johansson schürzte die Lippen, hob eine Braue, wartete.

Sofort war ich wieder im Geschäft. „Äh, wir reden hier vom *Jahr* zwölfhundertsiebenunddreißig?“

Gemächliches Nicken. Das lange Haar floss ihm über die Schultern und umrahmte das hagere Gesicht. Ein Mundwinkel verzog sich nach oben.

Ja, genau. Ich ließ die Kugelschreibermine einschnappen und klappte den Block geräuschvoll zu. „Verkackeiern kann ich mich alleine, Herr Johansson.“

„Das ist mir klar“, raunte er – und lächelte. Die vollen Lippen entblößten makellose Zähne. *Nanu?* Meine Augen weiteten sich. „O-Okay“, begann ich zu stottern und starrte wie gebannt auf das strahlendweiße Gebiss. „D-Dann wohl doch *Underworld*.“

„Sieht ganz danach aus.“

Zweifellos. Unwillkürlich fragte ich mich ob die wohl echt waren und hob einen Finger. Ich musste hart an mich halten, damit ich nicht einen dieser unglaublich spitzen Eckzähne berührte, die über seine voluminöse Unterlippe ragten.

Vielleicht waren die Dinger ja auch eine Laune der Natur.

„Zahnmedizin oder Schönheitschirurgie?“

Sein Blick verfinsterte sich, das Lächeln erstarb.

Hätten mich die Teile etwa beeindrucken sollen?

„Was glauben Sie?“

„Also, ich tippe auf Schönheitschirurgie.“ Und meiner bescheidenen Meinung nach, war er noch längst nicht fertig modelliert: zu hohe und wuchtige Wangenknochen, spitzes Kinn, zu tief liegende Augen. Ach, und diese enormen Furchen, die sich da gerade auf seiner Stirn bildeten, könnte er sich auch gleich mit wegbügeln lassen. Die kleinen Fältchen um die Augen waren nett, die durften bleiben. Auch seine auffällige Hakennase hatte etwas. Charakter nämlich. Wie war das, an der Nase eines Mannes...? Räuspernd unterbrach ich mich. Wie kam ich denn auf solche Gedanken? Dieser Kerl war ja nun wirklich weit, *weit* davon entfernt meinem Beuteschema zu entsprechen!

Alles in allem war er nämlich hässlich wie die Nacht. So.

„Bereits einige Erfahrung damit gesammelt?“, fragte er schnippisch.

„Wohl kaum“, erwiderte ich ebenso schnippisch. Wären Skalpelle und OP-Tische mein Fall gewesen, hätte ich meine Schneewittchenobermaße mit dem Fett aus Hüften und Bauch ausgepolstert. Aber was verstanden Männer schon davon?

„Kam Ihnen der Gedanke, dass die echt sein könnten?“

„Nicht eine Sekunde“, log ich.

Seine Augen verengten sich.

Nein, er schwindelte nicht. Das konnte ich fühlen. Aber ihm glauben und mir eine abgehalfterte Neufassung von „Interview mit einem Vampir“ aufdrücken lassen?

Auf keinen Fall! „Was wollen Sie eigentlich von mir?“

Er richtete sich abrupt auf, ging wieder zum ...